

Thomas Ligotti

# GRIMSCRIBE

SEIN LEBEN UND WERK



FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Grimscribe: His Lives and Works*  
erschien 1991 im Verlag Carroll & Graf.

Für die vorliegende Ausgabe wurde die überarbeitete, endgültige  
Fassung des Autors genutzt, die 2011 bei Subterranean Press erschien.

Frühere Übersetzungen wurden dementsprechend bearbeitet.

Copyright © 2011 by Thomas Ligotti

1. Auflage Juli 2015

Copyright © dieser Ausgabe 2015 by Festa Verlag, Leipzig

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-320-4

eBook 978-3-86552-321-1

# INHALT

Einleitung	Seite 9
------------	---------

## **DIE STIMME DER VERDAMMTEN**

Das letzte Fest des Harlekins	Seite 13
Die Brille im Geheimfach	Seite 73
Blumen des Abgrunds	Seite 93
Nethescurial	Seite 109

## **DIE STIMME DES DÄMONS**

Träumen in Nortown	Seite 135
Die Mystiker von Mülenburg	Seite 169
Im Schatten einer anderen Welt	Seite 183
Die Kokons	Seite 203

## **DIE STIMME DES TRÄUMERS**

Die Abendschule	Seite 223
Der Zauber	Seite 241

## **DIE STIMME DES KINDES**

Die Bibliothek von Byzanz	Seite 259
Miss Plarr	Seite 283

## **DIE STIMME UNSERES NAMENS**

Der Schatten am Grund der Welt	Seite 301
--------------------------------	-----------

## DAS LETZTE FEST DES HARLEKINS

Mein Interesse an der Stadt Mirocaw wurde geweckt, als ich von dem Fest hörte, das dort einmal im Jahr stattfand und das neben anderen prunkvollen Elementen auch die Teilnahme von Clowns beinhaltete. Ein früherer Kollege von mir, der inzwischen der anthropologischen Fakultät einer fernen Universität angehört, hatte einen meiner neueren Aufsätze gelesen (»Die Clownsfigur in den amerikanischen Medien«, erschienen im *Journal of Popular Culture*) und mir daraufhin geschrieben, dass er sich dunkel daran erinnere, von einer Stadt irgendwo bei mir im Staat gelesen oder gehört zu haben, die einmal im Jahr eine Art »Narrenfest« veranstalte. Wegen meines speziellen Forschungsgebiets glaube er, dies könnte interessant für mich sein. Zweifelsohne war es noch viel interessanter für mich, als er ahnen konnte, sowohl hinsichtlich meiner beruflichen Ziele wie auch meiner persönlichen Vorlieben.

Neben meiner Lehrtätigkeit war ich seit einigen Jahren mit diversen akademischen Projekten beschäftigt, bei denen es im Wesentlichen darum ging, die Bedeutung des Clowns in unterschiedlichen Kulturkontexten zu bestimmen. In den letzten 20 Jahren habe ich alljährlich die meisten Feste der Vorfastenzeit besucht, die es überall in den Südstaaten der USA gibt. Jedes Jahr habe ich über die Geheimnisse dieser Feste ein wenig dazugelernt. Im Dienste meiner Studien war ich stets ein enthusiastischer Teilnehmer dieser Veranstaltungen gewesen und das nicht nur als Anthropologe, ich begab mich auch höchstselbst hinter die Maske des Clowns. Und ich genoss diese Rolle wie sonst nichts im Leben. Für mich hat

der Begriff des Clowns immer einen ehrenvollen Beiklang besessen. Ich war ein überaus geschickter Narr und stolz auf meine so eifrig entwickelten Fähigkeiten.

In einem Schreiben an das Fremdenverkehrsamt schilderte ich mein Anliegen und offenbarte dabei die für mich typische begeisterte Dringlichkeit. Viele Wochen später empfing ich einen dunkelbraunen, mit dem Regierungswappen geschmückten Umschlag, der eine Broschüre enthielt. In dieser Broschüre waren alle dem Staat bekannten Feste aufgelistet, die es im Laufe eines Jahres gab, und während ich darin blätterte, fiel mir beiläufig auf, dass im Spätherbst und Winter ebenso viele Feste stattfanden wie in den wärmeren Jahreszeiten. In einem der Broschüre beigefügten Schreiben wurde mir erklärt, dass in den umfangreichen staatlichen Akten kein Fest verzeichnet sei, das in Mirocaw stattfand. Nichtsdestotrotz würde man mir gern das gesamte vorhandene Material zur Verfügung stellen, falls ich in dieser oder einer ähnlich gearteten Angelegenheit Recherchen für ein bestimmtes Forschungsprojekt anzustellen wünschte. Zum Zeitpunkt dieser Offerte belasteten mich so viele berufliche und private Verpflichtungen, dass ich mit müder Hand den Umschlag samt Inhalt in eine Schublade legte und niemals wieder hervorzuholen gedachte.

Einige Monate später jedoch ließ ich mich spontan von meiner Arbeit ablenken und stürzte mich von einem Moment zum nächsten in das Mirocaw-Projekt. Es geschah, als ich an einem Spätsommernachmittag nach Norden fuhr, um in einer anderen Universitätsbibliothek einige der dort archivierten Journale zu studieren. Jenseits der Stadtgrenzen öffnete sich die Landschaft zu freiem, sonnenbeschienelem Weideland,

das meine Aufmerksamkeit von den Schildern am Highway ablenkte, an denen ich allenthalben vorbeifuhr. Doch der Gelehrte in mir musste die Schilder genau beobachtet haben. Der Name einer Stadt rückte in mein Blickfeld. Sogleich zog der Gelehrte bestimmte Aufzeichnungen aus einer tiefen Geistesschublade und nötigte mich zu einigen schnellen Überlegungen darüber, ob meine Zeit und meine Motivation für einen investigativen Abstecher ausreichen würden. Aber noch vor Abschluss meiner Überlegungen tauchte bereits die Ausfahrt auf, und ehe ich mich versah, verließ ich den Highway, das Versprechen des Straßenschildes im Gedächtnis, dass die Stadt nur sieben Meilen in östliche Richtung liege.

Während dieser sieben Meilen musste ich mehrere verwirrende Wendemanöver durchführen und einen nervtötenden Umweg fahren, und mein Ziel kam erst in Sicht, als ich einen steilen Hügel ganz hinaufgefahren war. Bei der Abfahrt informierte mich ein weiteres hilfreiches Schild, dass ich mich nun in Mirocaw befände. Die ersten Gebäude, die ich sah, waren ein paar vereinzelt Häuser am äußeren Stadtrand. Dahinter wurde der Highway zur Townshend Street, der Hauptstraße von Mirocaw.

In der Stadt selbst erkannte ich, dass sie größer war, als es von außen betrachtet den Anschein gehabt hatte. Ich erkannte, dass die Hügellandschaft rings um Mirocaw den Ort selbst maßgeblich prägte. Hier hatte sie aber eine ganz andere Wirkung. Die Stadtviertel wirkten unzusammenhängend, was sicherlich der Topografie zuzuschreiben ist. Hinter einigen der alten Geschäfte im Einkaufsviertel standen auf einer plötzlichen, steilen Anhöhe Häuser mit Spitzdächern, die die niedrigeren Gebäude davor scheinbar turmhoch überragten. Und

weil man die Grundmauern der hinteren Häuser nicht sah, erweckten deren Dächer entweder den Anschein, in der Luft zu schweben und jeden Moment herabzustürzen, oder aber in unnatürlicher Höhe in Relation zu ihrer Breite und Masse konstruiert worden zu sein. Überdies bewirkte dieser Umstand eine seltsame Perspektiven-Verzerrung. Die beiden Gebäudeebenen überlappten einander, ohne einen Eindruck von räumlicher Tiefe zu erzeugen, sodass die hinteren Häuser, weil sie höher emporragten und aufgrund ihrer Nähe zu den Gebäuden im Vordergrund, nicht kleiner erschienen, so wie es bei Objekten im Hintergrund üblicherweise der Fall ist. Folglich wirkte der Ort flach wie eine Fotografie. Mirocaw war tatsächlich vergleichbar mit einem Fotoalbum alter Schnappschüsse, besonders mit solchen, bei denen man die Kamera ankippt oder schräg hält, sodass die fotografierten Objekte auf dem Bild befremdlich verzerrt sind: Ein kegelförmiger Dachaufbau, der aussah wie ein schief aufgesetzter Spitzhut, überragte die Häuser der nächsten Straße; auf einer Werbetafel, die ein grinsendes Gemüseband zeigte, schien selbiges nach links aus dem Bild zu fallen; Autos, die im grellen Sonnenschein um steile Kurven bogen, brausten als schillerndes Spiegelbild im Fenster eines Billigkaufhauses geradewegs zum Himmel empor; Passanten neigten sich auf dem Bürgersteig so weit vor, dass sie bäuchlings hinzuschlagen drohten; und ein Uhrturm, den ich fälschlicherweise zunächst für einen Kirchturm gehalten hatte, warf an diesem sonnigen Tag einen riesenhaften Schatten, der sich über eine unmöglich weite Entfernung hinzog und bei seiner Wanderschaft durch den Ort die unwahrscheinlichsten Ecken verdunkelte. Ich sollte hier anmerken, dass Mirocaws Unstimmigkeiten sich in

der Rückschau vielleicht stärker auf meine Fantasie auswirken als damals an jenem ersten Tag, als es mir vor allem darum ging, das Rathaus oder irgendeine andere Informationsquelle ausfindig zu machen.

Ich bog um eine Ecke und parkte, rutschte auf den Beifahrersitz, kurbelte das Fenster hinunter und sprach einen Passanten an: »Entschuldigen Sie bitte, Sir.« Der schäbig gekleidete, alte Mann blieb stehen, kam aber nicht näher. Obwohl er mich offenbar verstanden hatte, verriet sein leerer Gesichtsausdruck nicht das leiseste Gewahrsein meiner Anwesenheit, und einen Moment lang glaubte ich, er sei vielleicht rein zufällig genau in dem Augenblick stehen geblieben, als ich ihn angesprochen hatte. Der müde, dümmliche Blick seiner Augen war auf einen Punkt hinter mir gerichtet. Dann trottete der Alte weiter, und ich machte keine Anstalten, ihn zurückzurufen, obwohl mich im letzten Moment vage das Gefühl beschlich, sein Gesicht irgendwoher zu kennen. Schließlich kam jemand anderes vorbei, der mir den Weg zum Rathaus und Gemeindezentrum nennen konnte.

Wie sich herausstellte, war das Rathaus das Gebäude mit dem Uhrturm. Drinnen stand ich vor einem Schalter, hinter dem einige Leute an Schreibtischen arbeiteten, andere gingen im Hintergrund in einem Korridor auf und ab. An einer Wand hing ein Plakat der Staatlichen Lotterie: ein kleines Springteufelchen, das Geldbündel in die Luft hielt. Nach einem Moment kam eine groß gewachsene Frau mittleren Alters an den Schalter.

»Wie kann ich Ihnen helfen?«, fragte sie mit neutraler, bürokratischer Stimme.

Ich erklärte, von dem Fest gehört zu haben – ohne zu



verraten, dass ich ein neugieriger Akademiker war –, und fragte, ob sie mir diesbezügliche Informationen geben oder mich an jemanden verweisen könne, der mir die gewünschten Auskünfte geben konnte.

»Meinen Sie das Fest im Winter?«

»Wie viele gibt es denn?«

»Nur dieses eine.«

»Dann meine ich das wohl.« Ich lächelte sie an, als hätte ich einen Witz gemacht.

Ohne ein weiteres Wort marschierte sie nach hinten und verschwand im Korridor. Während ihrer Abwesenheit wechselte ich Blicke mit mehreren Leuten hinter dem Schalter, die gelegentlich von ihrer Arbeit aufschauten.

»Bitte schön«, sagte die Frau bei ihrer Rückkehr und reichte mir ein Blatt Papier, das aussah wie aus einem billigen Kopiergerät. *Feiern Sie bitte mit*, stand darauf in Großbuchstaben. *Umzüge, Karneval, Musik, Winter-Tombola, Krönung der Winterkönigin*. Darunter wurden weitere Programmpunkte aufgezählt. Ich las den Zettel ein zweites Mal. Das flehentliche »bitte« in der Überschrift gab dem Ganzen den Klang einer Wohltätigkeitsveranstaltung.

»Es steht nirgendwo ein Datum. Wann findet das Fest denn statt?«

»Das weiß doch jeder.« Sie zog mir den Zettel aus den Händen und kritzelte unten etwas hin. Als sie ihn mir zurückgab, sah ich den mit blaugrüner Tinte geschriebenen Termin »19. – 21. Dez.«. Sofort fiel mir auf, welch seltsamen Zeitpunkt die Festivalleitung gewählt hatte. Es gibt natürlich viele anthropologische und historische Präzedenzfälle für Feste, die zur Wintersonnenwende stattfinden, aber die

Terminierung des Mirocaw-Festes schien mir doch recht unpraktisch zu sein.

»Verzeihen Sie die Frage, aber kollidieren diese Tage nicht mit den regulären Feiertagen? Ich meine, die meisten Leute haben so kurz vor Weihnachten doch alle Hände voll zu tun.«

»Es ist eben Tradition«, sagte die Frau, als führte sie mit ihren Worten einen altehrwürdigen Ahnen ins Feld.

»Das klingt aber interessant«, sagte ich ebenso zu ihr wie zu mir selbst.

»Kann ich sonst noch etwas für Sie tun?«, fragte sie.

»Ja. Können Sie mir sagen, ob an dem Fest auch Clowns teilnehmen? Hier steht etwas von Karneval.«

»Ja, natürlich stecken einige der Teilnehmer in ... Kostümen. Ich selbst habe diese Rolle nie gespielt ... also, ja, es gibt bei dem Fest auch so etwas wie Clowns.«

An diesem Punkt war mein Interesse endgültig geweckt, aber ich war mir nicht sicher, wie weit ich ihm nachzugehen gewillt war. Ich dankte der Frau für ihre Hilfe und fragte sie, wie man am schnellsten zum Highway gelangte, denn ich hatte keine Lust, noch einmal dieses Labyrinth zu durchfahren, durch das ich hergekommen war. Als ich zu meinem Wagen zurückging, geisterten mir eine Unmenge halb formulierter Fragen und vager, widersprüchlicher Antworten durch den Kopf.

Die Wegbeschreibung, die mir die Frau im Rathaus gegeben hatte, machte es erforderlich, Mirocaws Süden zu durchfahren. Dort war kaum jemand unterwegs. Die wenigen Fußgänger, die ich hier und dort sah, schlurften durch eine Straße mit ramponierten Ladenfronten und trugen das gleiche verlorene Aussehen und Gebaren zur Schau wie der Mann,

den ich bei meiner Ankunft nach dem Weg gefragt hatte. Ich musste eine zentrale Arterie dieser Gegend durchquert haben, denn zu beiden Seiten zweigten zahlreiche Nebenstraßen mit ungepflegten Vorgärten und heruntergekommenen, altersgebeugten Häusern ab. Als ich an einer Kreuzung anhalten musste, trottete ein Bewohner dieses Elendsviertels vor meiner Windschutzscheibe vorüber. Die magere, griesgrämige, geschlechtslose Gestalt wandte sich in meine Richtung und verzog den kleinen, straffen Mund zu einem fiesen Grinsen, schien dabei aber niemand Bestimmten anzuschauen. Einige Ecken weiter erreichte ich eine Straße, die zum Highway führte, und sobald ich wieder durch das weite, sonnenüberflutete Farmland brauste, fühlte ich mich deutlich wohler.

Ich erreichte die Universitätsbibliothek mit mehr als genug Zeit für meine Nachforschungen, und so beschloss ich, einen akademischen Abstecher zu unternehmen und zu schauen, welches Material ich über das Winterfest in Mirocaw finden konnte. Im Bestand der Bibliothek, der ältesten im Bundesstaat, befand sich eine vollständige Ausgabensammlung des Mirocawer *Courier*. Ich hielt es für einen ausgezeichneten Anfang. Bald aber merkte ich, dass es unpraktisch war, in dieser Zeitung nach Informationen zu suchen, und ich wollte mich nicht auf gut Glück in eine Artikelsuche stürzen.

Als Nächstes wandte ich mich den besser strukturierten Zeitungen für die größeren Städte im selben Landkreis zu, der zufällig ebenfalls Mirocaw heißt. Über den Ort selbst förderte ich kaum etwas zutage und so gut wie nichts über das Winterfest, außer in einem allgemeinen Artikel über jährliche Veranstaltungen in der Region, in dem Mirocaw fälschlicherweise

eine »große Gemeinde aus dem Mittleren Osten« genannt wurde, die jedes Frühjahr eine Art Folklorefest veranstaltete. Wie ich selbst gesehen hatte und wie es sich später noch einmal bestätigte, handelte es sich bei Mirocaws Bürgern um waschechte Amerikaner des Mittleren Westens, wahrscheinlich um die direkten Nachfahren eines Rudels unternehmungslustiger Neuengländer des vorletzten Jahrhunderts. Es gab eine kurze Notiz über einen Vorfall in Mirocaw, aber dabei handelte es sich nur um den Nachruf für eine alte Frau, die sich um die Weihnachtszeit still und leise das Leben genommen hatte. Und so begab es sich, dass ich an jenem Tag nach Hause zurückkehrte, ohne das Geringste zum Thema Mirocaw herausgefunden zu haben.

Nicht viel später erhielt ich dann einen weiteren Brief meines ehemaligen Kollegen, der mich auf Mirocaw und das Fest aufmerksam gemacht hatte. Zufällig hatte er den Aufsatz wiedergefunden, der ihn veranlasst hatte, mich auf ein lokales »Narrenfest« hinzuweisen. Der Aufsatz war als Teil einer obskuren Sammlung anthropologischer Studien erschienen, die vor 20 Jahren in Amsterdam veröffentlicht worden war. Die meisten Beiträge waren in holländischer Sprache abgefasst, ein paar auf Deutsch und nur ein einziger auf Englisch: »Das letzte Fest des Harlekins: Einleitende Anmerkungen über ein regionales Fest.« Für mich war es natürlich aufregend, diesen Aufsatz endlich in Händen zu halten, aber noch aufregender war für mich der Name des Verfassers: Dr. Raymond Thoss.



## IM SCHATTEN EINER ANDEREN WELT

Oft in meinem Leben und an vielen verschiedenen Orten bin ich in der Dämmerung Straßen entlangspaziert, die von sanft rauschenden Bäumen und alten, stillen Häusern gesäumt wurden. In solchen Zeiten der Ruhe scheint alles einen festen Anker zu haben und dem natürlichen Auge außerordentlich sicher und gegenwärtig zu sein. Über den fernen Dächern verlässt die Sonne das sich darbietende Bild und wirft ihre letzten Strahlen auf Fenster, gewässerte Rasenflächen und die Ränder von Blättern. In diesem einschläfernden Umfeld erlangen sowohl große als auch kleine Dinge eine ineinander verschachtelte Einheit und lassen scheinbar nicht den geringsten Raum für anderes, was in ihr Reich des Sichtbaren eindringen könnte. Doch andere Reiche sind stets in der Lage, ihre Gegenwart spürbar zu machen, und schweben ungesehen in der Luft wie seltsame Städte, verkleidet als Wolken oder im Nebel versteckt wie eine Welt aus blassen Geistern. Es findet eine Belagerung durch Wesenheiten statt, die sich weigern, ihre wahre Natur und ihr eigentliches Milieu preiszugeben. Und bald enthüllen die gepflegten Straßen, dass sie in Wirklichkeit durch bizarre Landschaften führen, in denen die einfachen Bäume und Häuser auf wundersame Weise verdeckt werden und alles innerhalb der Tiefen eines gewaltigen, widerhallenden Abgrundes liegt. Sogar der unendliche Himmel, durch den die Sonne ihr Licht schickt, ist nur ein kleines, verschwommenes Fenster mit einem Riss darin – ein zerklüfteter Spalt, hinter dem man im Zwielficht das zu sehen vermag, was eine leere Straße, die von sanft rauschenden Bäumen und

alten, stillen Häusern gesäumt wird, in Wirklichkeit durchdringt.

Einmal bin ich einer baumbestandenen Straße an allen Häusern entlang gefolgt, bis sie mich zu einem einzelnen Gebäude brachte, das ein wenig abseits der Stadt stand. Als sich die Straße vor mir zu einem unkrautüberwucherten Pfad verengte und dieser Pfad in einem weiten Bogen an der Seite eines Hügels in der ansonsten flachen und ebenen Landschaft hochführte, stand ich vor dem Ziel, das ich an jenem Tag hatte.

Wie andere Häuser seiner Art (ich habe so viele von ihnen vor dem blassen Dämmerungshimmel aufragen gesehen) besaß auch dieses den Anschein eines Trugbildes; es wirkte wie eine Schimäre, die zum Zweifel an ihrer Existenz anregte. Trotz der dunklen und scharfeckigen Masse, der Türmchen und Veranden und der ausgetretenen Holztreppe umgab ihre Substanz etwas unpassend Zartes und Schwaches, als ob sie aus unerlaubten Materialien erbaut worden wäre: aus Träumen und Dunst, die sich als feste Substanz ausgaben. Hier hörte die Ähnlichkeit mit einer wahren Schimäre noch nicht auf, denn irgendwie erschuf dieses Haus von sich die Vorstellung, als habe es seine gegenwärtige Gestalt aufgrund einer wundersamen Überschneidung unterschiedlicher Eigenschaften erhalten. Die rauen Außenflächen vermittelten den Anschein von versteinertem Fleisch, und es war sehr leicht, sich das Innere nicht als ein Gerüst aus Balken und Wänden, sondern aus den riesenhaften Knochen vorzeitlicher Bestien vorzustellen. Die Kamine und Schindeln, die Fenster und Türen waren Hinzufügungen späterer Zeitalter, welche die wahre Essenz dieser uralten Ungeheuerlichkeit missverstanden und sie zu einer kunterbunten Ansammlung von Lächerlichkeiten

gemacht hatten. Daher war es kein Wunder, dass das Haus verschämt versuchte, seine Wirklichkeit zu verneinen und sich nur als Schatten am Horizont auszugeben – als ein Ding nachtmahrlicher Schönheit, welches unmögliche Hoffnungen erregte.

Wie schon viele Male vorher betrachtete ich das unsichtbare Innere eines solchen Hauses als Brennpunkt unbekannter ... Zelebrationen. Es war meine Überzeugung, dass die innere Welt solcher Behausungen auf ihre eigene Weise an einer Art zeremonieller Verödung teilnahm. Durchscheinende Festivitäten mochten in den Ecken gewisser Räume aus den Augenwinkeln zu erhaschen sein, und ferne Laute wahnsinniger Faschingsfeiern erfüllten bestimmte Korridore zu allen Stunden des Tages und der Nacht. Ich fürchte jedoch, dass ein besonderes Merkmal des hier beschriebenen Hauses das volle Auskosten meiner gewöhnlichen Vorfreuden verhinderte. Ich rede von einem Turm, der sich an der einen Seite des Gebäudes ungewöhnlich hoch über das Dach erhob, sodass er wie ein Leuchtturm auf die Welt hinabschaute und den Eindruck der Selbstbezogenheit dämpfte, die bei solchen Gebäuden so wesentlich ist. Dicht unter dem kegelförmigen Turmdach schien eine rundum verlaufende Reihe von Fenstern nachträglich eingebaut worden zu sein. Doch wenn das Haus seine Fenster wirklich dazu benutzte, eher nach draußen als nach innen zu schauen, dann sah es gar nichts. Denn alle Fenster in den drei Stockwerken des Gebäudes und auch jene im Turm und der kleinen achteckigen Öffnung im Dachboden waren mit geschlossenen Läden versehen.

Das war genau der Zustand, in dem ich das Haus vorzufinden erwartet hatte, denn ich hatte bereits viele Briefe



mit Raymond Spare, dem gegenwärtigen Besitzer, gewechselt.

»Ich hatte geglaubt, Sie würden viel früher eintreffen«, sagte Spare, als er die Tür öffnete. »Die Nacht ist schon fast hereingebrochen, und ich war mir sicher, dass Sie verstehen, dass nur zu bestimmten Zeiten ...«

»Ich bitte um Entschuldigung, aber nun bin ich hier. Darf ich eintreten?«

Spare trat beiseite und deutete mit einer theatralischen Geste auf das Innere des Hauses, als würde er eines jener zweifelhaften Spektakel präsentieren, die ihm zu einem beträchtlichen Einkommen verholfen hatten. Aufgrund seines Instinkts für jegliche Mystifikation hatte er den Nachnamen jenes berühmten Visionärs und Künstlers angenommen und behauptete sogar, entfernt mit dem großen Exzentriker verwandt zu sein. Doch heute Nacht spielte ich den Skeptiker, wie ich es bereits in meiner gesamten Korrespondenz mit Spare getan hatte, sodass er sich anstrengen musste, mir gegenüber glaubwürdig zu sein. Es hatte keinen anderen Weg gegeben, seine Einladung zu erhalten und die Phänomene zu beobachten, die, wie ich aus anderen Quellen als dem illusionistischen Spare erfahren hatte, meiner Aufmerksamkeit durchaus wert waren. Das Erscheinungsbild meines Gastgebers war unerwartet alltäglich, was es mir erschwerte, seinen Ruf der Effekthascherei und seine Gabe für Theatralik nicht zu vergessen.

»Haben Sie alles so belassen, wie es bei ihm gewesen ist?«, fragte ich und bezog mich damit auf den verstorbenen früheren Besitzer, dessen Namen mir Spare nie enthüllt hatte, auch wenn ich ihn bereits kannte. Aber das war nicht von Bedeutung.



## **ORIGINALTITEL UND ÜBERSETZERANGABEN:**

Das letzte Fest des Harlekins (The Last Feast of Harlequin)  
Übersetzt von Joannis Stefanidis

Die Brille im Geheimfach (The Spectacles in the Drawer)  
Die Bibliothek von Byzanz (The Library of Byzantium)  
Übersetzt von Malte S. Sembten

Einleitung (Introduction)  
Blumen des Abgrunds (Flowers of the Abyss)  
Nethescurial (Nethescurial)  
Träumen in Nortown (The Dreaming in Nortown)  
Die Mystiker von Mülenburg (The Mystics of Muelenburg)  
Im Schatten einer anderen Welt (In the Shadow of Another World)  
Die Kokons (The Cocoons)  
Die Abendschule (The Night School)  
Der Zauber (The Glamour)  
Miss Plarr (Miss Plarr)  
Übersetzt von Michael Siefener

Der Schatten am Grund der Welt (The Shadow at the Bottom of the World)  
Übersetzt von Monika Angerhuber (für die vorliegende Ausgabe überarbeitet von Felix F. Frey)